

Der Wanderer im Riesengebirge.

Organ des Riesengebirgs-Vereins.



Beitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 9.

Erscheint in monatlichen Nummern.

37. Jahrg.

Tausende Nr. 419.

Hirschberg, den 1. September 1917.

Band XV.

1. Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg): Einst und jetzt im und am Gebirge.
2. Herbert Gruhn (Breslau): Annalen der Riesengebirgsreisen bis zum Jahre 1700.
3. Hans Neubarth, Leutnant i. F.: Die Werbetätigkeit im Kriege!

4. Richard Senff (Potsdam): 1. Der Nutzen unserer Waldmoose. 2. Die Gewittergefahr.
5. Wilhelm Schuster Pastor a. D. (i. F.): Charakteristische Vögel des Riesengebirges.
6. Die Sagenhalle in Schreiberhau.

7. Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Charlottenburg): 1. Isergebirgsmärchen: Das Glasmännchen. 2. Der wunderwirkende Wolfsgangbrunnen. 3. Der Riese von Polau.

Einst und jetzt im und am Gebirge.

Von Prof. Dr. Rosenberg (Hirschberg).

Michaelis 1876 ward ich aus dem mir fremden Oberschlesien nach dem mir, dem Nichtschlesier, ebenso fremden, freilich sehr berühmten Hirschberg versetzt. Ich fand eine natur schöne Kleinstadt und werde einst eine viel besuchte, erwerbsreiche, kuns durchwärmte, geist anregende Mittelstadt verlassen, freilich nur, wenn das Menschenschicksal, das unabänderliche, mich ruft. — Es waren kaum erst 10 Jahre verflossen, seit Hirschberg den Schienenstrang an sich vorüberziehen sah. Die großen Mittelpunkte des Verkehrs — Berlin und Breslau — waren nun erreichbar, die schöne Stadt am Gebirge mit ihren Bergen wurde dadurch mehr und mehr zu einem Tibur, einer Erholungsstätte für die verbrauchten Nerven der Großstädte, zu einem Ausgangspunkt für die gewaltigen Scharen der Wandervögel, zu einem Eldorado für Naturfreunde und Schwärmer. Man braucht nun nicht mehr durch die Heide von Sagan her sich müde zu pilgern — ich denke dabei an die Phantasiestücke des Romantikers Weisflog —, man braucht nicht mehr von Breslau über Freiburg mit Stellwagen zu reisen, was so vielen berühmten

Reisenden Gelegenheit zur Schilderung köstlicher Abenteuer gegeben hat. So freudig dies auch zu begrüßen war, so hat es doch die reisende Menschheit um eine tief empfundene Wonne gebracht. Wie war das Auge gespannt auf die immer näher kommende graue, blaue, dunkle Wand am Horizont gerichtet, wie verklärte sich das Antlitz, wenn immer mehr sich von dem stolzen Gebirgswall enthüllte, wenn man einen Blick in dieses gelobte Land, in dieses heiß ersehnte Tal warf und die so gefeierten, so berufenen Stätten in Rubezahl's Reich nach und nach erkannte. Auch jetzt noch sieht der vorbereitete Fremde spähenden Auges hinter Reibnitz aus dem Fenster des dort sich mit unheimlicher Schnelligkeit herabstürzenden Zuges in das lieblich eingebettete Tal, noch heute will der von Osten herbeieilende Wanderer möglichst schnell den Gipfel der Schneekoppe erspähen, etwa wie der Rompilger nach dem zackigen Sorakte oder der schönen Kuppel der Peterskirche erwartungsvoll Ausschau hält — aber was sind diese flüchtigen Minuten gegen die Stunden der Wagenfahrt, gegen die Tage der Wanderer, die das Gebirge als Zielpunkt erfaßt hatten, und besonders der Wanderer jener Jahrhunderte, in

denen für Natur zu schwärmen, alle zarten Empfindungen in sie hineinzutragen, und sie dann in vollen Akkorden austönen zu lassen, geradezu Lebensgewohnheit, Sitte, ja Mode geworden war. Man erzählt — und es scheint historische Wirklichkeit — daß dem Schwager „Postillon“, der ja mit seinem Dreispitz, seinem Schnepel und seiner Trompete so herrlich in jene Zeit hineinpafte, befohlen war, auf jenen ausichtsreichen Höhen an der Landstraße — ich denke an die Kapelle bei Berbisdorf, an die Feige bei Ketschdorf, an die Buche am Ausgespann — still zu halten, damit ihre „Passagiere“ (auch ein Wort, das in unserer Zeit nur noch Erinnerungswert haben darf) sich an der Aussicht satttrinken könnten, um dann in Reiseberichten, in Tagebüchern und losen Blättern ihren Gefühlen rhythmischen Ausdruck zu geben. Man hatte in jenen gefühlsfertigen Zeiten mehr Muße, in den Nerven fehlte das Metall, sie zitterten den Reizen der Natur entgegen, ihnen war sie die Braut, der sie nicht früh genug nahen konnten. Uns ist sie die Freundin geworden, die wir gern wiedersehen, die wir mit Herzensanteil, aber mit Ruhe betrachten, die wir lieben und ersehnen, in die wir aber nicht verliebt sind, mit der wir nicht spielen, wie mit einer Kuriosität, in der wir durch Lustgefühle erst erregt werden, wenn wir in gehobener Stimmung in der Landschaft dieselbe Harmonie der Formen und Farben entdecken, wie in dem Gemälde eines Künstlers. Darum ist die Entschädigung, die der große Verkehr mit sich brachte, fast gleichwertig dem Verlust an Wonne, die das langsamere Herannahen an die Schönheiten der Berge erregte. Der kleine Bahnhof in Hirschberg — ein echter Provinzbahnhof — hätte einen Reiseverkehr, wie er sich nun bald entwickelte, nicht fassen können — und selbst jetzt, wo $2\frac{1}{2}$ Millionen in ihn verbaut sind und eine herrliche Wegüberführung statt des früheren beschwerlichen Übergangs bei Strauß-Hotel die Boberkaßbachberge unseren Blicken enthüllt, ist er kaum noch imstande, die Millionen Männlein und Fräulein, die in Sonder- und Sonntagszügen im Winter wie im Sommer heraneilenden Sommerfrischler und Wanderer aufzunehmen. Ja, auch im Winter! Der Winter war früher der träge Gesell, der sich ruhte, wie der Bär. Auf die starrenden Berge — wer ging da, wenn er es nicht nötig hatte? Die paar Fremden, die von der Grenzbaude auf schweren gebogenen Hörnerschlitten herabsausten, die Kinder, die auf ihren kleinen Klitschen an der Postdrehe herunterrutschten oder auf ihren Schultornistern oder noch natürlicheren Polstern herabschlitterten — das waren die einzigen, die die Winterfreuden genossen, wenn ich von den paar Korbschlitten absehe, wie sie überall in der Ebene fahren und hier nach Warmbrunn die Hirschberger Patrizier, die Günther, Erfurts, Bergmanns, fuhrten. Das wurde anders, ganz anders — der Winter kämpfte allmählich mit dem Sommer um den ersten Rang in der Wertschätzung der Menschen. — In der Stadt und auf den Bergen giebt es jetzt viele Tausende von ziellichen Schlitten, die die Schneedecke als Verkehrsmittel benutzen, Tausende von Männern und Frauen jeden Alters, die es durchaus nicht mehr wenig geizend

finden, wie einstens, mit den Kuffen zwischen den Beinen sich an der immer rascher, immer heftiger werdenden Bewegung zu erfreuen. Und wer hat dazu den Anstoß gegeben, daß dieser in den Gebirgsdörfern lange geübte Ortsgebrauch hinübergrieff auf die Gesamtheit und selbst die Schranken des Standes niederriß? Der Riesengebirgsverein und zwar im besonderen die Ortsgruppe Hirschberg. Man ließ sich Schlitten aus den Hütten am Gebirgsrande kommen; sogar Hörnerschlitten wurden ausprobiert; endlich fand man eine Form, welche die Eigenschaften für Erwachsende darbot, die den Kinderschlitten ihre leichte Beweglichkeit gaben. In der kleinen Hinterstube der Bierhalle bei Demnitz auf der Bahnhofstraße stritt man sich lange und oft über die geeignetste Form. Der Tischlermeister, der sie nach der Vorschrift baute, wurde ein begehrter Mann und bald Rentner. Es gab kein Fräulein, keinen jungen Mann mehr, der nicht sein Holzroß führte, und die Hügel um die Stadt herum wimmelten von Fahrern aus allen Ständen. Selbst alte Herren wagten den Ritt in die Tiefe der Schluchten. Zuerst lud man die Genossen auf den Kuhberg, den Fischenberg, dann auf den Helikon, schließlich auf die Abbruzzen — allmählich aber hatte sich der Sport so eingebürgert, daß es der Anregung gar nicht mehr bedurfte. Man hatte das Gefühl, es gäbe ein billiges, dem Körper zuträgliches Roß, das im Winter schneller als das lebende über geneigte Flächen hinabführe, das uns „fliegen“ ließ und in Minuten vollbrachte, wozu sonst Stunden kniezermarternden Marschierens nötig waren. Bald glaubte man, es sei immer so gewesen, und ich habe nicht bemerkt, daß man den Männern, vor allem dem alten Zelder in Hirschberg besonderen Dank gewußt hätte. Es ist ja auch wahr; niemals würde der Sportschlittensport sich so verbreitet haben, wenn nicht die Sportfreude, überhaupt die Sportbetätigung, die Ertüchtigung des Körpers bei Männern und Frauen damals geradezu in der Luft gelegen hätte, so daß es nur ein kühner, glücklicher Griff war, den Zelder mit der Einführung des veränderten Kinderschlittens auch für Erwachsene tat, der vollkommen gelang, auch deshalb wohl, weil die rechten Männer, ohne das anfängliche Ausgelacht- und Verspottetwerden zu beachten, dieses Fahren gewissermaßen vornehm machten. Und dadurch kam anderes in die Mode, was früher unmöglich geschienen hätte. Wer einen Schlitten hatte, führte ihn an der Leine über die Straße, mochte es auch eine noch so vornehme Dame sein. Man stieg mit dem Sportgerät in die 4. Klasse der Eisenbahn und hatte im „Sweater“ keine Angst mehr vor dem Armeleutsgeruch, der bei Überfeinen früher noch eine Rolle spielte. Und man wagte sich nicht bloß auf die Hügel ringsum die Stadt, wo Bahnen vom Riesengebirgsverein kunstvoll bereitet wurden, der Sportschlitten stieg auch ins Gebirge, bald ließen sich nur noch Kommerzienräte und zu stark gewordene Frauen auf Hörnerschlitten zu Tale fahren — wer noch Schenkelfraft spürte und Jugendmut, jagte selbst aus den Wolken in die Niederungen und spürte an sich das stolze, erhebende Gefühl, dem Vogel gleich zu fliegen

und in Luftsprüngen von Absatz zu Absatz die Kunst zu beherrschen, auch dem Stoß zur rechten Zeit auszuweichen oder ihn geschickt zu erleichtern. Einstens waren es die Grenzbauden gewesen, auf denen man die Hilfe der Eingeborenen in Anspruch nahm, um mit den Hörnerschlitten auf namentlich zuletzt recht steiler Bahn nach Schmiedeberg zu sausen und wenn möglich, noch so viel Gefälle zu haben, daß man von Ober-Schmiedeberg bis zum Goldenen Stern oder gar zum Preußischen Hof bei Mohaupt kam. Und die Schmiedeberger Schriftsteller, namentlich der Amtsgerichtsrat Friedländer, machten sich verdient um die damals noch so armen Bewohner, wenn er in der Gartenlaube mit poetischen Worten von den Abenteuern einer solchen Sportfahrt erzählte und sogar Schriftsteller von Ruf, wie Fontane, oder den bekannten Publizisten Ludwig Pietsch veranlaßte, ebenfalls dieses köstliche für Fremde so ungewohnte Vergnügen aufzusuchen und zu beschreiben. Nun kam die Peterbaude mit der Fahrt nach Agnetendorf oder nach Spindelmühl in Aufnahme, dann die Neue Schles. Baude mit dem Zaßenfall — und bald war der Sport so weltbekannt in seiner Größe und Bedeutung, daß man selbst den Prinzen Heinrich und die Erbprinzessin von Meiningen vermochte, auf die Peterbaude zu kommen und sich von dem sichersten Fahrer, dem Herrn Beyer, (?) herunterfahren zu lassen. Aber es blieb nicht bei diesem Wintersport allein. Wer dachte vor 10 Jahren an den Schneeschuh? Man hatte im Gebirge den Schneereifen. Die Gebirgler — besonders gebrauchten ihn die Butterhändler und Träger, die Adolfe von der Spindelmühle, der Schwarz, jener Mann aus der Spindlerbaude unbekannter Herkunft, harmlos, aber ein Schrecken für jeden, der ihn traf, ein Schrecken selbst für den Oberbürgermeister von Berlin, den er anstandslos besuchte, und eine Freude für die, die ihn, den weitbekanntesten, bei irgend einer Theateraufführung als lebende Verkörperung des Gebirgszigeuners sahen. — Diesen Schneereifen band man sich an die Füße — und kam, ohne umzusinken, über die losen Schneeflächen. Da hörte man von den Norwegern, die pfeilschnell auf ihren Skis von den Höhen herabsausten, die da meterweit sprangen, die sich auch kunstreich hinaufzuarbeiten wußten. Was die nordischen Germanen konnten, mußten auch die Schlesier lernen, mußten auch unsere Jäger üben, — sie mußten „Alpini“ werden, — ein Name, der leider durch die Treulosigkeit unserer früheren Bundesgenossen so entwertet ist. — Bald kam es zu großen Wintersportfesten in Schreiberhau, in Krummhübel; an Sprungschancen gaben sich jene sehnigen Gestalten ein Stelldichein, mochten es Männlein oder Fräulein sein; Preise aus der Josephinenhütte wurden eingesetzt, Musik mußte helfen, und die zu feist gewordenen Großstädter mußten dafür bezahlen, daß sie diese Kraftleistungen einer kühn und führnerwerbenden Jugend mit ansehen durften. Natürlich gab es auch Unglücksfälle, weniger an der Sprungschanze, als auf den steilen Schlittenbahnen, wenn ein ungeschickter Fahrer gegen einen Baum anfuhr, wenn ein hinauffahrender Schlitten sich der eilenden Fahrt bei einer Kehre des Weges plötzlich entgegen-

stellte — und manch junges Leben ist schnell dahingegangen — aus der Schönheit der eisstarrenden Bäume, aus dem Jugendgebräus der Lust und Kraft in das Dunkel des Todes. Aber die Starrheit des Winters war nun einmal endgültig besiegt. Von etwas Malerischem, das der Alltagsmensch bis dahin nicht kannte, war der Vorhang weggezogen: Der Raufreif mit seinen abenteuerlichen Gestalten, seinen verzauberten Prinzessinnen, mit seinen von eigenartigen Säulen begrenzten Festfälen wurde bewundert als eine Szenerie, die selbst in Berlin der beste Theatermaschinist nicht zu übertreffen wußte. So flutete das Leben dort oben bis zum Kriege, der alles ändern sollte, der aber auch den Tausenden von Verwundeten, die nun in den Bergheilstätten der Genesung entgegenharrten, noch die Kraft ließ, sich an dem schönen Bergsport zu erfreuen. Wie so anders aber sah es vordem, als ich nach Hirschberg kam, dort oben aus! Die Gefahren der Bergbesteigung, die Schwierigkeiten des Hinaufklimmens waren nicht viel größer, als sie jetzt sind, aber die Menschen waren nicht so mutig, nicht so sehnig, nicht so turnerisch geübt, nicht so frisch, wie es jetzt ein so großer Teil unserer Mitmenschen ist. Ich entsinne mich, wie wir die bewundernd begrüßten, die im Winter eine Koppensbesteigung wagten, wie wir staunen sollten über die Mühen des Sichhinaufarbeitens, über das Versinken im Schnee, das Schneetreiben, den Schneesturm. Der „Bote aus dem Riesengebirge“ wußte dann oft davon zu erzählen. Auch der „Wanderer“ berichtet in seinem ältesten Jahrgang von einer Wette, ob es gelingen würde, eine Sylvesterbowle auf der Koppe zu trinken, und wie oft bringt noch jetzt der „Wanderer“ Berichte früherer Jahre und erte über die „grausamen“ Abenteuer einer Fahrt auf die Schneekoppe, wo dann jede Kleinigkeit umständlich erwähnt und geschildert wird. Nun ist es zwar heute leichter geworden. Der Riesengebirgsverein hüben und drüben setzt seine Winterzeichen, die in der Schneewüste den Fahrern und Turnern wie Seezeichen sind; die Wege sind besser, die Einkehrhäuser zahlreicher und besser ausgestattet — aber keine Zeitung findet sich mehr, die einen Bericht über eine Besteigung einer der Höhen im Winter aufnahm — wenn er nicht etwas Besondere über Abenteurer — die übrigens viel seltener geworden sind, über früher nicht gefundene Felstrümmer, die bis dahin im Dickicht des Waldes ein einsames Leben träumten, über Naturerscheinungen wie das Rübezahlgespinnst oder seltsame Wolkenbildungen und Roteerscheinungen, die allerlei für die Zukunft zu denken gaben. Ist es schon schwer, Schilderungen von Besteigungen der Kammhöhen in winterlicher Zeit zur allgemeinen Zufriedenheit und mit der Hoffnung auf Interesse der Leser in Zeitungen unterzubringen, so tragen die, welche in der Freude ihres Herzens ihre Wanderungen auf den sommerlichen Triften ihrer geliebten Berge für andere als ihre Verwandten niederschreiben, Eulen nach Athen. Und ihrer ist Legion. Nur die Schriftleiter von Gebirgszeitungen sind in der Lage zu berichten, welchen anregenden, begeisternden Einfluß Fahrten über gebirgige Pfade auf Herz, Gemüt und Verstand aus-

üben — und der Orkus für alle, die für ihre so glühend sich äussernde Liebe zu den Bergen der Heimat den Wunsch auf Abdruck hegen, wird trotz seiner Tiefe nicht leer. Die Menschheit ist so anspruchsvoll in Naturbeschreibungen geworden — und auch der gutmütigste Schriftleiter wird den Papierkorb füllen müssen, wenn in ihnen sich selbst bei den verehrtesten Menschenkindern Ausdrücke wie „interessant“, „wunderhübsch“, „romantisch“, „bezaubernd“ wiederholen, wenn er die Sonne in ihrer „majestätischen Pracht“ wieder aufgehen, wenn er sie „in Purpur getaucht“ unter sinken sieht, wenn er all die gewohnten Bilder erblickt, an denen der moderne Leser vorbei eilt, weil sie ihn nicht mehr packen und fassen, — um zu dem Tatsächlichen zu gelangen. Wer da begehrt, daß noch andere als seine Verwandten — schon Horaz spricht von diesen als den Unglücklichen, die es ertragen müssen — seine Naturgedichte oder seine Reisebeschreibungen mit Genuß lesen, der muß die Natur wirklich empfinden, mit ihr zu reden, in ihr zu lesen verstehen; der Berggipfel muß ihm eine Art seelischer Befreiung bringen; seine Gedanken müssen etwas von der Größe und Erhabenheit annehmen, die ihn dort umgiebt. Es muß ein Gott ihm die Gedanken auslösen, die Feder führen, den Griffel in die Hand drücken, die Palette geben. Es braucht kein so stürmischer Gott zu sein, wie er z. B. in Karl Hauptmann lebt, bei dem die Gedanken ins Wolkenmeer tauchen, sodas sie uns Sterblichen oft unklar bleiben, bei dem selbst der Saßbau in dem Gewoge der Gefühle untergeht, bei dem aus der Urkraft heraus neue Worte für neu aufgefundene Begriffe oder bisher Ungefühltes quellen. Aber ein Künstler, ein Dichter muß es sein, etwas Persönliches, Eigenmächtiges, Originales muß er besitzen, sonst haben seine Worte den Wert von Spielmarken und hinterlassen keine Bilder für das, was wir schauen oder empfinden sollen. Ja, im 18. Jahrhundert, noch im 19., noch bis zu seiner zweiten Hälfte, da war die Menschheit im Rausche der Naturschwärmerei, da war die Blütezeit der Reisebeschreibungen, der Tagebücher, der Fremdenbücher. Nicht als ob es nicht noch im letzten Menschenalter, das ich im und am Gebirge erlebte, Naturgedichte, poetische Wanderungsberichte gegeben hätte! Im Gegenteil, ich habe sie keimen und blühen sehen in Fülle und in Pracht. Der Riesengebirgsverein, dieser Ritter, der Dornröschen aus langem, tiefem Schlafe erweckte, war auch derjenige, der bei seinen Festen, seinen Zusammenkünften, in seiner Zeitschrift, die schlummernde poetische Kraft zur hellen Lohe entflamte! Ach, wie viele Gedichte von der Lieblichkeit und Herrlichkeit der Riesenberge verfaßten Max Heinzel, Donat Kraus und alle jene Häupter des Vereins in den Städten des Schlesierlandes! Und wie oft tönte mit unwesentlichen Änderungen der Refrain: O Schlesien, mein schönes, mein trautes Heimatland. Doch in allen diesen Sammlungen leuchten doch vor allen O. Baers sangbare Lieder, in denen nicht blos die Liebe zur Natur ihren tönenden Ausdruck fand, sondern diese selbst sich ins Herz schmeickelte und die krönende Idee das Einzellied für die Gesamtheit ~~wort~~ machte. Und so werden auch die Wan-

derungsberichte Paul Regells in ihrer kunstvollen Prosa einer späteren Zeit Kunde geben, wie man es in unseren Bergen verstand zu wandern, zu urteilen, zu deuten und zu genießen. Und wer selbst mit Gefühl und Verstand so genoß, wie Regell, ließ auch die anderen an herrlichem Quell sich laben. Tagebücher dagegen habe ich im Gebirge und über das Gebirge wohl nicht mehr erlebt; wenigstens ist mir nichts als aus Tagebüchern geflossen in Erinnerung geblieben. Gewiß hat auch noch vor 40 Jahren manche gemütvoll, schreibselige Dame, ein der Arbeit entwöhnter Mann seine Gedanken und Empfindungen für gleichgesinnte Seelen, vielleicht in „Briefen an eine Freundin“ zu Papier gebracht — aber die Zeit der Tagebücher war doch wohl vorüber. Das ist der Anfang und die Mitte des 19. Jahrhunderts wo diese Gattung der Äußerung von Seelenstimmungen bevorzugt wurde. Aber Fremdenbücher gab es noch überall in den Bauden und Gasthöfen zum Einschreiben — nicht diese polizeilichen Anmeldebogen, deren wir jetzt zur Genüge haben, sondern jene, in denen man der Nachwelt seine Anwesenheit auf einem aussichtsreichen Gipfel durch Angabe seines Namens, seiner Herkunft und des genauen Datums der Ankunft kündigte, nachdem man es schon vorher vielleicht auf einem Steine eines Aussichtsturmes, auf einer Bank am Waldessaume oder an einem merkwürdigen Baum getan hatte. Doch dabei blieb es meistens nicht. Ein malerisch Begabter entwarf in der glücklichen Stimmung des vollendeten Aufstiegs in genialen Umrissen Skizzen des Gesehenen, ein dichterisch Veranlagter — und wer glaubte da zu nicht fähig zu sein — machte Verschen, die mehr oder minder anspruchsvoll oder mehr oder minder witzig von dem Erlebten erzählten, meist nach bekannten Meistern — z. B. nach Heinrich Heine, der 1824 ins Fremdenbuch des Waldkaters schrieb: „Ich heiße Heinrich Heine — Und habe müde Beine, — Weither komme ich von der Seine — Hier zu weinen meine Träne! — Hier im Wunderland der Bode — Laut zu singen meine Ode! — Was ist selbst des Weltmeers heilig Strand — Gegen dich, mein Vaterland? — Könnte ich, ich bliebe hier, aber treu sein, ja, das will ich fortan di!“ (?), wo die Sucht nach dem Reim — so oft das Treibende, Anregende, Zwingende — die Gedanken eingegeben hat, die in der Tat wenig Heine'sch waren. Da sind schon Fremdenbuchweise besser, wie die von der Rennerbaude:

Der Weg vom Ziegenrücken,
Der kann mich nicht erquiden.
Diel lieber stieg ich, wär es Brauch,
Auf einen sanften Ziegenbauch.“

Da ist Witz, Stimmung und Eigenart drin; nicht jeder kann ja zum Ausdruck seiner Stimmung ein Goethe sein, der an die Tür der Jagdhütte des Gickelhahns bekanntlich das schlichte melodische, wahre und ergreifende Liedchen schrieb: „Über allen Gipfeln ist Ruh: In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch. Die Vöglein schweigen im Walde, Warte nur, balde ruhest du auch“, das man doch auch als Fremdenbuchpoesie ansprechen darf. Selbst Verse, wie die, welche Rudolf Baumbach auf dem Moltkefels bei Schreiberhau verbroschen haben soll:

Grau in Grau — nirgends blau
 Ist es jetzt in Schreiberhau.
 Husten, Schnupfen, kalte Süße,
 Strippenhafte Regengüsse,
 Sturmgeheul aus Ost und West
 Sortgefehter Hausarrest!
 Blaugefrorene Menschennasen,
 Naß der Weg und naß der Rasen,
 Warmbier, Grogg und Eierpunsch,
 Nerpels stiller Herzenswunsch.
 Hitze nur beim Grand mit Dieren,
 Sonst ist's wahrlich zum Erfrieren,
 Kalt der Braten selbst bei Tische,
 Divat hoch die Sommerfrische.

gefallen mir gut — und solcher gelungenen Verse
 gibt es viele. Ja, auch Verse, wie die von der Hof-
 baude:

Es gibt der Bauden viele auf hohem Bergesgrat.
 Des frohen Wandrers Ziele, des Müden Ruhestatt.
 Die hochgedeckten Räume durchbraust manch Spiel und Sang
 Und in des Wandrers Träume mischt sich der Zitherklang.
 Wohl freuen Tanz und Spiele und froher Wanderer Lied,
 Doch gute Rast am Ziele schätzt, wer vom Wandern müd.
 Sie hatt' ich hier gefunden und freundlich Pfleg' und Blic,
 Der hier verlebten Stunden denk' ich drum zurüd.
 Das ist nicht gerade ein Zeugnis hohen Gedanken-
 flugs — und solcher Verse gibt es zu Hunderten in
 allen Fremdenbüchern, aber es ist tausend mal
 schöner, als was 1702 Benjamin Schmolz ins Koppen-
 buch schrieb:

Unter Hagel, Sturm und Blich
 Kamen wir vom Riesensitz,
 Teils geritten, teils gegangen
 Teils getragen auf den Stangen
 Und an Kleidern triefend naß.
 Schade vor dem schönen Spaß!
 Zweimal hab' ich dies getan,
 Doch stehts mir nicht ferner an.
 Gute Nacht! Ihr rauhen Spitzen!
 Ich will in dem Tale sitzen —

Und immer noch bieten unsere Fremdenbücher
 weit besseres, als was ebenfalls 1702 ein C. W.
 von Puschforweg (!) in dasselbe Koppenbuch zu
 schreiben wagte:

„Als ich den Berg erstieg, empfand ich großen Durst;
 Sobald ich aber nur bekam die Leberwurst,
 Da ward mein leerer Bauch bald wieder angefüllt
 Und ein bequemer Schlaf mir auch die Glieder stillt.“

O, wenn dieses plumpe Nachwerk zu unserer
 Zeit irgend wo gestanden hätte, was hätte der Ver-
 fasser als Kritik lesen können, die jetzt selten fehlte
 und zuweilen in die Worte sich ergoß: „Ihr redet
 Blech — und denkt dabei, daß es gediegenes Silber
 sei.“ Denn ich stimme jenem Anonymus bei, der
 da so richtig sagt:

Der Verse viel sind hier enthalten
 In dieses Fremdenbuches Spalten;
 Und wenn sie auch nicht immer schön,
 Sie sagen doch, wie's oft kann gehn.
 Der Kritiker, wie ja natürlich
 Glossiert auch hier recht ungebührlich
 Und dabei so recht vermessen,
 Die Hauptpointe nur vergessen:
 Daß man auch ihn, den klugen Mann
 Auslachen und bedauern kann.

Aber diese Kritik der Nachfolger, diese hämischen
 Bemerkungen, diese Kleckse der Nichtmaler, — und
 die zu große Menge der Besucher brachten die
 Fremdenbücher um ihr Ansehen bei den Wirten.
 Der alte Häring in der Wiesenbaude z. B. gab sein

Buch nur Naturforschern zur Benutzung — und auch
 diesen nur nach Auswahl. Viele Wirte gaben sie
 abgeschlossen unseren Museen und Bibliotheken, wo
 sie jetzt eifrig studiert werden. (Sortsetzung folgt.)

Annalen der Riesengebirgsreisen bis zum Jahre 1700.

Von Herbert Gruhn (Breslau).

1410—1443. Antonius von Florenz Antonius
 der Wale genannt, in den Breslauer Stadtbüchern
 nachweisbar. 1465. Walenfahrt (J. Schidfuß, Neue
 vermehrte Schles. Chronika 1619. 4. Buch, Kap. 3
 p. 12). 1502. Diese Jahreszahl neben einem Walen-
 zeichen von Simon Hüttel aus Trautenau im Rie-
 sengebirge gefunden. 1511. Abbauversuch meißener
 Bergleute im Riesengebirge. (Nachricht Hüttels).
 1563. Der Arzt Petrus Andreas Matthiolus unter-
 sucht die Pflanzen in der Gegend der Elbquelle.
 1564—66 wandert der Hirschberger Rector Christoph
 Schilling einmal jährlich mit seinen Schülern ins
 Gebirge. Messung der Schneekoppe durch ihn. 30
 Stadien über dem Hirschberger Kessel (= 5550 m).
 1569, 21. Oktober. Vermessung des Riesengebirges
 durch Simon Hüttel und den Kuttengerger Mark-
 scheider Girzig z. Razne. Festgestellte Höhe der
 Schneekoppe über dem Riesengrund (660 m), 1920
 böhmische Ellen (= 1140 m). 1577, 7. August.
 Besteigung der Schneekoppe durch Simon Hüttel
 und 11 Trautenauer. 1580. Walenbuch des Hans
 Man aus Regensburg. 1585. Der Edelsteinsucher
 Ruinano von Kaiser Rudolf II. nach dem Riesen-
 gebirge geschickt. 1595. Rudolf II. verleiht Johann
 Eckstein und Leonhard Stabler das Recht, Edelsteine
 im Riesengebirge zu suchen. 1601. Erhält dasselbe
 Privileg Simon Buddeccius von Falkenberg, Pastor
 der Kirche Teyn ober Rovensko. Vor 1609 bereist
 auf Rudolf II. Befehl sein Cubicularius und Gem-
 marius Anselmus Boetius de Boot das Gebirge.
 1609. Der Hirschberger Stadtphysikus Caspar
 Schwendfeld †. Er studierte die Flora, Fauna und
 Gaa des Riesengebirges. Catalogus stirpium et
 fossilium Silesiae. Lipsiae 1600. Theriotropheum
 Silesiae. Liegnitz 1603. Hirschbergischen Warmen
 Bades Beschreibung. Görlitz 1607. 1623. Der Leip-
 ziger Bürger und Arzt Johannes Zimmermann er-
 hält das kaiserliche Privileg, auf der Schneekoppe
 und Iserwiese Edelsteine und Perlen zu suchen.
 1624 Juli. Martin Opitz in Warmbrunn. 1625.
 Wiesenbaude entstanden. 1630. M. Opitz, Schafferey
 von der Nimfen Hercinie. Brieg. 1632. Daniel
 v. Czepkos Gedicht „An das Riesen-Gebürge.“ Um
 1645. Johann Sedner's Gedicht „Giganteus montium
 Subdeiorum in Silesia caput.“ 1654. Abenteuerliche
 Reise einer vornehmen Gesellschaft nach den Teichen.
 (Naso, Phoenix redivivus. Breslau 1667, p. 318 ff.).
 Vor 1658 (?) Hampelbaude entstanden. Fast ebenso
 alt die Teichbaude. 1662. Daemonologia Rubin-
 zalii Silesii des Johannes Prätorius (1630—80).
 1662. Des Rubezahls anderer und zwar ganz frischer
 historischer Theil. 1665. Des Rubezahls dritter
 und ganz Nagel-Neuer historischer Theil. 1672.
 Satyrus Ethymologicus. 1665. Beginn des Kapellen-
 baues auf der Schneekoppe. 1670, 7. September

Reise des Christian Gryphius. 1677. Adam Ebert (Aulus Apronius) im Riesengebirge. 1677. Der Theologieprofessor Johann Christoph Becmann mit Frankfurter Studenten im Gebirge und auf der Koppe. 1679 besucht der Held des Romans „Der schlesische Robinson“ (Leipzig 1723) das Gebirge. 1679. Bohnslaus Balbinus, *Miscellanea historica regni Bohemiae*. Prag. Decas. I. liber I. p. 19/20 bringt den Reisebericht eines Freundes. 1681, 10. August. Weihe der vollendeten Koppentafel. 1683. Daniel Caspar von Lohenstein †. Er schreibt in seinen letzten Jahren den Roman „Arminius und Thusnelda“, worin p. 1041—62 (Ausgabe Leipzig 1731³) das Riesengebirge geschildert wird. 1684, 19. September. Weihe der Elbquelle durch den Königsgräber Bischof Freiherr Johann v. Talenberg. 1685. Reise des Friedrich Lucä. 1690. 1. Reise des Benjamin Schmold. 1696. Der Wittenberger Professor Georg Caspar Kirchmaier untersucht die eingegangenen Bergwerke des Gebirges. 1696. Schneekoppenbuch angelegt. 1699. Die lustige Reise nach der Riesenkoppe etlicher vertrauter Freunde von L.“ (Adam Ludwig Thebesius). Um 1700. Alte Schlesische Baude entstanden.

Ergänzende Mitteilungen zu dieser Zusammenstellung erbeten an cand. hist. Herbert Gruhn, Breslau 9, Sternstr. 67 I.

Hans Neubarth, Leutnant i. S.: **Die Werbetätigkeit im Kriege!** Für mich hier draußen im Felde ist es immer ein großer Festtag, wenn ich die Verbandszeitschrift „Der Wanderer im Riesengebirge“ erhalte. In der letzten Nummer der Zeitschrift wurde über die Sortenentwicklung und Werbetätigkeit des R. G. V. gesprochen, und ich möchte mir erlauben, kurz einiges hierüber zu sagen. Sortenentwicklung und Werbetätigkeit sollen das Hauptziel, im Kriege doppelt, eines jeden Mitgliedes sein, vor allen ist das Letztere ein Hauptfaktor. Denn gerade jetzt in der schweren Zeit gilt es, wie Herr Ingenieur Standfuß, Dresden, schon sagte, die Tätigkeit der einzelnen Ortsgruppen aufrecht zu erhalten. Ebenso ist auch meine Meinung, daß man den Mitgliedern die Zeitschrift ins Feld senden sollte. Ich glaube, ich sage nicht zuviel, wenn ich von allen 3. Z. im Felde stehenden Mitgliedern sage, daß es für uns hier draußen eine große Freude ist, wenn wir uns mit dem Land und den Leuten, wo wir einst solche schöne Stunden verleben konnten, wieder einmal beschäftigen können. Denn der Krieg, so grausam wie er sonst ist, wird aber auch so manchem Menschen, der früher die Natur wenig kannte, was wohl zum großen Teil an der Überlastung an beruflicher Arbeit lag, andererseits aber auch der Sinn für solche Sachen die Schuld trägt, die Natur-Schönheiten gezeigt haben, so daß sich viele an das Vermächtnis in der Friedenszeit klammern werden, wo sie die Ruhe von den Stürmen der Kriegsjahre wieder finden werden. Deswegen halte ich es gerade für sehr gut, wenn man die Zeitschrift ins Feld sendet. Das Lesebedürfnis im Stellungskrieg ist groß und mancher Kamerad bekommt dieselbe in die Hand, sie stärkt gerade in dieser Zeit das Heimatgefühl doppelt. Ich möchte fast sagen, das fehlt uns Deutschen oft, und jetzt ist die Gelegenheit es wieder zurückzugewinnen. Jedes Mitglied sollte es sich zur Pflicht machen, wenigstens ein neues Mitglied für den R. G. V. im Jahr zu werben, das kann ein jeder bei einigem guten Willen, zumal das Bedürfnis die Natur aufzusuchen nach dem Kriege in den Vordergrund treten wird. Der R. G. V. hat schon viel getan, aber auf der propagandischen Seite sind wohl noch einige Lücken, um die Aufmerksamkeit der Badebesucher und Touristen auf das Riesengebirge zu lenken. So sehe ich noch viele Möglichkeiten, durch welche der R. G. V. blühen und gedeihen würde, aber auf dieselben jetzt schon näher einzugehen, hat vorerst keinen Sinn, denn der Krieg jetzt in vieler Beziehung den Ausführungsmöglichkeiten ein schweres Hindernis entgegen. Doch davon will ich gern später schreiben. Jetzt ist die Parole: „Einjeder werbe ein neues Mitglied in diesem Jahr,“ damit der Verein bald nochmals

so stark wird und die Verlustziffern, die der Krieg unvermeidlich machte, ausgefüllt werden. Nebenbei bemerkt ist es doch eine schöne Aufgabe für jeden, als Pionier für die Schönheiten der Heimat wirken zu können und der Allgemeinheit leicht und angenehm zugänglich zu machen. Oft habe ich bei meinem Bekanntenkreis gefunden, wie wenig das Riesengebirge bekannt ist und ich habe nach einem Besuch desselben stets dankbare Anerkennung gehört. Heil dem „Wanderer!“

Richard Senf (Potsdam): **Der Nutzen unserer Waldmoose.** Der Moosteppich unserer Wälder ist ein Keimbett für Waldsämereien. In ihm keimen Eicheln und Buchedeln, Tannen- und Fichtenamen, Ebereschen, Mehlhäfen und Hagebutten. Vögel, Eichhörnchen und Haselmäuse polstern ihr Nest mit Moos. Für Hasen und Rehe sind die Matten bequeme Lager. Innerhalb seiner schützenden und wärmenden Kissen aber lebt eine Welt für sich. Moosschrauben (Pupa muscorum), Schließmund-, (Clausilien) Achat-Cocthicopa lubrica und Glasschnecken (Vitrina pellucida) sind hier zur Herberge. Winzige Mottenraupen verbergen und verpuppen sich im Moos. Sie schützen ihren Leib mit linsen- oder schotenförmigen Futteralen, die sie aus dünnen Pflanzenteilen herstellen. Puppen der Bremsen, Fliegen und Mücken halten sich hier versteckt, und zahlloses anderes kleines Getier findet hier Unterschlupf. Am bedeutendsten für den Haushalt der Natur unter ihnen ist der Springschwanz. Die Springschwänze, die den Flöhen ähnelt, nähren sich von zerfallenen Pflanzen. Sie werden massenhaft die Beute kleiner Räuber, die ihrerseits wieder großen Insektenfressern zur Nahrung dienen. Ohne sie würde ein gut Teil unserer heimischen Landtiere Hungers sterben. Sie lösen die außerordentlich wichtige Aufgabe, pflanzliche Nahrung in tierische umzuwandeln. Die Feinde der Springschwänze sind nach P. Säurich kurzflügelige Käfer, Moosstorpione und Spinnen, insonderheit die Winterpinne (Erigonella hiemalis). Im Dunkel des Mooswäldchens spielen sich grausame Kämpfe ab. Lauf- und Raubkäfer, Wanzen und Ameisen, Spinnen und Tausendfüßler heunruhigen ihre Mitbewohner durch ihr Räuberleben. Aller Gedanken sind auf Mord gerichtet. Alle Waffen gelten. Der Kampf ruht nicht Tag nicht Nacht, nicht Sommer, nicht Winter. Joyll und Drama liegen im Moosrasen dicht beieinander. Das Moos leitet die Verwitterung der Gesteine ein und schafft Boden für Pflanzen Tiere, und Menschen. Vorkeime umspinnen die Unebenheiten des Gesteins. Die Wurzelhaare dringen in die kleinsten Spalten und Klüftchen ein. Sie sondern eine Säure ab und äßen damit winzige Teile vom Felsen los. Jahre, jahrzehntelang hält die Kleinarbeit an, und allmählich wird die Oberfläche des Gesteins locker und mürbe. — Während die Wurzeln zerstören, sammeln die Stämmchen. Sie fangen den Staub auf, der vom Wind aufgewirbelt wird. Sie häufen zwischen sich die Erdteilchen an, die am Felsen herniederrieseln. Mit den Gesteinstümmern vermischen sich die verwesenden Teile des Moores, und allmählich entsteht eine Erdkrume, die fähig ist, Feuchtigkeit in sich aufzunehmen, Ackererde. Samen werden von Winden und Tieren herbeigebracht. Sie keimen und wachsen, und wo vor Jahrzehnten nackter Fels starre, sprießen heute Gräser, Nelken, Löwenzahn. Das Moos hat ihnen den Nährboden bereitet. Damit ist aber der Nutzen, den das Moos gewährt, noch längst nicht erschöpft. Baumstämme werden durch das Mooskleid vor Frostrissen und Rindenbrand geschützt. Der Mensch stopft mit Moos Matrasen und Doppelfenster aus. Er fertigt aus ihm Kränze und Bürsten, bedeckt mit ihm die Wände der Eiskeller, um die Wärme fernzuhalten. In Moos werden Glaswaren, Porzellan, lebende Pflanzen und Fische verpackt. Die Stiele des Drehmooses lassen sich zu Wetteruhren, zu Feuchtigkeitsmessern oder Hygrometern verwenden. Der Grönländer stellt aus Moos Wohnung und Lager her. In manchen Gegenden benutzen die Bauern das Moos als Streu, doch rauben sie dadurch dem Wald das Gedeihen. Wie zum Schluß nachgewiesen werden soll, wird durch das Moos auch die Bewegung des Wassers geregelt. Eine Handvoll Moos wiegt lufttrocken 15, vollgesogen 70 gr. Nach Gerwig, dem Erbauer der Gotthardbahn, nehmen 5 gr trockenes Moos in 1 Minute 10, in 10 Minuten 30 gr Wasser auf. Nach seinen Berechnungen saugt die Moosdecke des Waldbodens in kürzester Frist eine Wasserschicht von 2—3 cm Dicke ein. Eine Quadratmeile Wald soll 1—1½ Millionen Kubikmeter Wasser zurückhalten. In gleicher Weise wirkt die Nadel- und Laubdecke des Waldbodens. 1 cbm Kiefernadelfreie, schreibt Säurich, hält 79, Tannennadelfreie 160, Buchenlaubfreie

176 kg Wasser fest. Gleich dem Regenwasser wird das Schmelzwasser des Schnees zum großen Teil zurückgehalten.

Rich. Senff, (Potsdam): Die Gewittergefahr. Um die Zeit der Sommerjohanniswendequintessenz erreicht bekanntlich die Gewittertätigkeit der warmen Jahreszeit ihren Höhepunkt. Wie viele Menschen gibt es, die bei den ersten Anzeichen eines Gewitters vom größten Furchtgefühl erfaßt werden! Soll man beim Herannahen eines Gewitters gewisse Vorsichtsmaßregeln auch nicht außer acht lassen, so darf diese Vorsicht doch nicht in kindische Furcht ausarten. Die größte Angst bemächtigt sich nur der Gemüter, die von der Entstehung des Gewitters, seinem Verlauf und seinem Wesen nicht die geringste Vorstellung haben und sich infolgedessen nicht zu schützen wissen. Dem Kundigen kann die Erscheinung des Gewitters niemals Furcht einflößen. Der sicherste Aufenthalt bei der Blitzgefahr ist entschieden eine Siedlung. Doch ist man bei einer zerstreuten Wohnart wie z. B. in Norddeutschland größerer Gefahr ausgesetzt als in umfangreicheren Siedlungen. Im allgemeinen kann man sagen, je größer der Ort ist, an dem man sich befindet, um so sicherer ist man vor dem Blitz. Freilich muß man auch hier die unmittelbare Nähe eines Herdes oder Ofens, eines telephonischen Apparats, einer Gas- oder Wasserleitung meiden. Beim Einschlagen in ein Gebäude sucht sich der Blitz mit Vorliebe die Leitungen aus, die zur Erde führen. Sehr gefährlich ist es, in der Umgebung des Hauses sich während eines Gewitters in der Nähe stehenden oder fließenden Gewässers oder leicht erreichbaren Grundwassers und von Jauchwasser aufzuhalten. Ebenso gefährlich ist natürlich die Nähe der Dachtraufe. Denn um vom Blitz erschlagen zu werden, ist nicht das unmittelbare Getroffenwerden unbedingt erforderlich; es genügt der sogenannte Rückschlag vom Erdboden aus, der den Menschen zu Fall bringt, in dessen Nähe ein Lebewesen oder ein anderer Gegenstand vom Blitze getroffen wurde. Im Bett ist man zwar vor dem Blitzzschlag am sichersten in der ganzen Wohnung, doch ist besonders den Landbewohnern, nur anzuraten, während eines nächtlichen Gewitters das schützende Bett zu verlassen, oder sich marschfertig angezogen wieder auf dasselbe zu legen; gar zuleicht kann im Dorf oder auf dem eigenen Gehöft etwas passieren, das schnell Hilfe erfordert. Der sich im Bettkostüm befindliche Mann ist in diesem Falle ein hilfloses Kind. Wie gefährlich es ist, bei einem Gewitter unter Bäumen Zuflucht zu suchen, ist allgemein bekannt. Prof. Dr. E. Stahl hat in einer bei G. Fischer in Jena erschienenen Schrift über die Blitzgefährdung der verschiedenen Baumarten festgestellt, daß die Eigenschaft der Bäume, mehr oder weniger rasch an der Rinde beneht zu werden (glattrindige eher als rauhrindige) ausschlaggebend gefunden wurde. Am häufigsten werden baumartige Nadelhölzer und von den Laubhölzern die Pappeln, Eichen, Birnbäume, Ulmen, Weiden, Eschen und Akazien heimgesucht; am seltensten Erlen, Vogelbeerbäume, Ahorn, Roßkastanie, Buche, Hainbuche (letztere scheint besonders gefeit). Etwas Wahres steckt also in den Versen: „Von den Eichen sollst du weichen, und die Weiden sollst du meiden, vor den Sichten sollst du flüchten, doch die Buchen fannst du suchen.“ Außerdem bleibt natürlich noch die Vorsichtsmaßregel zu beachten, daß vor allem allein stehende Bäume zu meiden sind, während man in einem Walde ziemlich sicher ist, sofern man nicht solche Orte wählt, wo ein Baum hoch über die andern hinausragt. Wo kein Haus erreichbar ist, dürrte ein dichtes, ausgedehntes Gebüsch oder Holzschuppen das verhältnismäßig sicherste Asyl sein, vorausgesetzt, daß hier nicht zugleich auch Vieh untergebracht ist oder sich eine größere Anzahl Menschen daselbst ansammelt. Denn um die lebenden Wesen herum sammelt sich Elektrizität an, die „den Blitz anzieht.“ Wenn eine Gesellschaft auf freiem Felde von einem Gewitter überrascht wird, dann ist es dringend geboten, sich weit von einander zu trennen; tritt das Gewitter besonders heftig auf, dann ist es am ratsamsten, sich platt auf das Feld zu werfen. So ist man gänzlich sicher. Zugtiere spannt man auf freiem Felde oder gänzlich exponierten Landstrafen vom Wagen, suche aber unter keinen Umständen in der Nähe dieser Schutz, auch nicht etwa unter dem Wagen. Orte, die schon einmal vom Blitze getroffen wurden, suche man unter allen Umständen zu vermeiden, denn hier ist die Gefahr am größten. So kann der einzelne bis zu einem gewissen Grade sich sehr wohl vor den etwaigen verderblichen Wirkungen des Blitzes schützen. Die Entstehungsursache der Wärmegewitter (es gibt ja auch Wintergewitter) liegt in der Erhitzung der Luft und der Erdoberfläche an sonnigen und heißen Sommertagen mit Windstille oder sehr mäßiger Luftbewegung.

Die überhitzte Luft der unteren Luftschichten hat das Bestreben aufzusteigen, während die obere kältere Luft die Neigung hat herabzusinken. Bei Windstille entsteht dadurch ein labiler Gleichgewichtszustand, bei dem geringfügige Anlässe genügen, das Gesetz der Schwere mit voller Wucht zur Auslösung zu bringen, wobei durch Reibung der Luftteilchen und Wasserdampfbläschen große und gespannte Mengen Elektrizität von entgegengesetzter Polarität entstehen, die im Gewitter zum Ausgleich kommen und bei entsprechender Wetterlage an einem einzigen Nachmittag in Deutschland in hunderten von Einzelfällen in Erscheinung treten können. Höchst seltsam und noch nicht genug aufgeklärt ist die Tatsache, daß in Norddeutschland, das den deutschen Süden an Häufigkeit der Gewitter ohnehin bedeutend übertrifft, in den Herbstmonaten außerordentlich mehr zündende Blitze auftreten und zwar vorwiegend bei Nachtzeit, als im übrigen deutschen Gebiete.

Wilh. Schuster, Pastor a. D. (i. S.). Charakteristische Vögel des Riesengebirges. Die typischen Vogelgestalten des Riesengebirges kommen dem Wanderer — dem einsamen am ehesten! — zu Gesicht, wenn er über den Kamm des Gebirges wandert. Meine Fußtouren im Gebirge habe ich in der Regel so eingerichtet, daß ich entweder von Osten oder Westen auf der Schneekuppe oder aber auf der Schneegrubenbaude anlangte — beide Punkte wirkten mit dem Gesetz der Zielstrebigkeit auf mein Wandern ein — und dabei habe ich fast immer eine Reihe von seltenen oder interessanten Vögeln beobachtet. Charakteristisch für den Kamm des Gebirges sind Pieperarten: Baum-, Wiesen-, Wasser- und Brachpieper (vergl. Schuster, „Unsere einheimischen Vögel“, Heimatverlag Gera, S. 38). Mit ihrer leichten Kehle und dem weißen Bauch und der das ganze graue Sarfeld des Rückens zerlegenden Fleckung heben sie sich kaum vom spärlich begrastem Steinfeld ab. Halte nur das Pieperkleid mit seiner offensichtlichen Milieufärbung gegen die hellen und dunklen Flecke des Gebirgsbodens! Vom Baumpieper (*Anthus arboreus*) rede ich nicht weiter: Er ist überall auch bei uns im Vorgebirge und in der Ebene Norddeutschlands häufig. Ähnlich verhält es sich mit dem Wiesenpieper, dem ich am häufigsten auf den frischen Inseln traf. Dagegen sind Wasser- und Brachpieper seltenere Tiere und von ihnen sollte hier nur die Rede sein im Besonderen. Beide sind Bewohner des Riesengebirges. Gerade die unwirtlichen Stellen bewohnen sie. Den künftigen Ornithologen reizt die Feststellung ihres Vorkommens. Man glaube nicht, daß dies so leicht sei! Die Burtschen sehen sich verzweifelt ähnlich. Vom Brachpieper (*Anthus campestris*) unterscheidet sich der Wasserpieper (*Anthus aquaticus*), der auch Bergpieper heißt, recht leicht: Ihre erste Schwanzfeder ist beim Wasserpieper auf der Innenseite, beim Brachpieper auf der Außenseite mit Weiß ausgestattet. Auch der Schaft dieser Feder ist beim Brachpieper weiß und ein Keilfleck an der Spitze. Natürlich muß man die Pieper in der Hand halten, um dies festzustellen, nur selten gelingt es mit dem Glas (ich besitze ein vorzügliches Prisma-Binokel aus den Optischen Werken Cassel). Diese leichtbeschwingten Kerlchen beleben recht niedlich die Riesengebirgskämme, da und dort flattert einmal ein Vöglein „Grau in Grau“ auf, sich einzeln haltend oder in kleiner Gesellschaft. In meinem Buche „Unsere einheimischen Vögel“ ist auf Tafel 16 dem Wasserpieper wohl ein wenig viel Rot auf die Flanken aufgetragen. Das trägt er nur im Sommer. Nicht selten treuzt den Weg des Jägers ein Stück Auer- oder Birkwild, ein Hasel- oder Rebhuhn. Der Hausperling steigt nur soweit im Gebirge hinauf, als die Roggenfelder reichen. Weitverbreitet ist im Hochgebirge die Heidelerche. Die letztgenannten Vögel jedoch sind nicht speziell Riesengebirgs-Vögel. Sie kommen auch anderswo vor. Dagegen gibt es außer den schon oben genannten beiden Arten dem Brachpieper und dem Wasserpieper, noch zwei andere Vögel, die dem Gebirge besonders eigentümlich sind, sodas sich die Zahl der charakteristischen Riesengebirgsvögel auf vier erhöht. Wie nämlich das Vorkommen der Alpenspitzmaus (*Sorex alpinus*) als interessante Tatsache festgestellt ist — bei den Hofbauden unseres Gebirges — (während der Fuchs sich mehr in den Vorbergen, im Vorgebirge auch der Dachs sich aufhält, der Hase dagegen weit über die Waldgrenze hinaufgeht, Baumrarder, Steinrarder, das große und kleine Wiesel, der Iltis bis auf den Kamm gleichmäßig vertreten sind), kommt als Brutvogel im Knieholz die Ringdrossel vor (*Turdus torquatus*). Die Schildamsel, schwarz mit einem weißen Halbmond auf der Brust, im männlichen Gefieder sonst schwarz,

im weiblichen Schwarzbraun, brütet im Norden Europas und auf den Gebirgen der Alpenländer. Auf dem Riesengebirge sah ich sie etliche Male. Sie nistet in Deutschland außerdem auch noch im Harz, Thüringerwald und Schwarzwald; auf dem Feldberg im Taunus nisteten sie ehemals, jetzt nicht mehr. Als ich 1901 am Schneeberg-Kaiserstod bei Payerbach (Niederösterreich) in ein Ringamselnest mit Eiern und hernach mit Jungen schaute, waren die Alten ganz entsetzt und stießen fast bis auf mich nieder. Die Schildamselgruppen auf den einzelnen Gebirgen Deutschlands, unter sich ohne nähere Verbindung, sind sicher der Rest der ehemaligen Eiszeit-Vogelwelt in Deutschland, so wie beispielsweise der Frühlingsenzian *Gentiana verna*, in Oberhessen im Talgebiet der Lahn, ein pflanzliches Eiszeitrelikt ist, während dagegen der tropisch gefärbte Eisvogel sicher Überbleibsel der Vogelwelt Deutschlands zur Tertiärzeit ist. Die biologische Bedeutung des weißen Brustlings ist m. E. noch gänzlich unerforscht. Im Winter bei allzu unwirtlicher Witterung geht die Ringamsel in die geschützten Gebirgstäler vom Kamm herunter; die nordischen Tiere, welche ziehen (im April und Oktober), folgen gleichfalls den Gebirgszügen. Ihre Stimme tönt voll und tief wie „töd töd“, in der Erregung stößt sie grell schmierende Laute aus. Ihr Gesang ist durchaus anheimelnd, trübstimmig schön, er macht in der Gebirgseinsamkeit zwischen den kriechenden Föhren einen großartigen Eindruck. Das Nest steht im Zwergnadelholz, selten unter 1000 m Höhe. Die 4—6 Eier sind bläulichgrün mit rotvioletten und rostroten Flecken, auch schwarzbraunen Punkten, 29 : 22 mm. Der vierte seltene Riesengebirgsvogel ist die Alpenbraune oder der Alpenfledermaus (Accentor alpinus), nah verwandt mit unserer deutschen etwas kleineren Heckenbraunelle (vergl. Schuller „Unsere einheimischen Vögel“, S. 36!). Außer auf dem Riesengebirge dürfte sie sonstwo im nördlichen Deutschland nicht vorkommen. Ein zarter Rosenfächer breitet sich am Bauch des Tierchens aus, während die Kehle weiß ist. Loehr „Hrui.“ Ich habe die Alpenbraunelle gut beobachtet auf dem Rigi in der Schweiz; sie sah vor mir auf einem Holzgeländer und stürzte sich jählings hinab in abgrundlose Tiefe, als eben die Sonne aufging in ihrer ganzen herrlichen Pracht; nirgends geht die Sonne herrlicher auf als auf dem Rigi. Ein fünfter, sonst nicht häufiger Charaktervogel des Riesengebirges ist der Mornellregenpfeifer oder die Bergschnepe.

Die Sagenhalle in Schreiberhau. Noch ist, schreibt das Breslauer Blatt, nicht Not am Manne. Ihr Schöpfer, Hermann Hendrich, ist zwar nicht mehr der Jüngste, aber doch noch von kernfester Rüstigkeit. Die Zeit jedoch verfliegt und so ist die Frage wohl gestattet: was soll nach Hendrichs, des Kinderlosen, Tode aus den eigenartigen, stimmungsvollen, aus der Natur unseres Gebirges entstandenen Schöpfung werden? Sollen die Bilder aus dem Zusammenhänge gerissen in alle Welt hinausflattern? Das wäre ein Jammer. Die ganze Anlage ist bodenständiges Erzeugnis des Riesengebirges und ist in ihren Stimmungswerten auf jeden Fall — die Kezerei sei einmal erlaubt auszusprechen — mit der Natur des Gebirges enger verwoben, als die aus dem fremden Lande geholte Kirche Wang. Die große Bilderreihe der Halle, die, wie dem Nichtunterrichteten gesagt sei, den Rübezahlmtyus entschieden aus der Natur der Riesenberge veranschaulicht, ist für Unzählige die den Kamm entlang gewandert sind, die künstlerische Verklärung der dort vor der großen Natur empfundenen Stimmungen gewesen. Darüber hinaus ein Wort über den künstlerischen Wert und den dichterischen Gehalt der Werke zu verlieren, ist heute, da Hendrich längst als schöpferischer Künstler von stark ausgeprägtem Persönlichkeitswert anerkannt ist, wohl überflüssig. Kein technisch hat Hendrich, mit peinlicher Sauberkeit gearbeitet. Die Bilder hängen seit einem halben Menschenalter, aber kein Ton ist geblichen und kein Schatten ist getrübt und so brauchte für die Dauerhaftigkeit der Arbeiten keine Sorge obzuwalten. Dies alles dem Gebirge zu erhalten, wäre wirklich eine Aufgabe, der hohen Ziele des Riesengebirgsvereins würdig. Finanziell würde er dabei kaum belastet. Es käme allein die laufende Unterhaltung in Frage und diese wird, wie die Erfahrung der letzten fünfzehn Jahre zur Genüge gezeigt hat, vollkommen aus den Einnahmen der Halle gedeckt. Darauf allein kommt es freilich nicht an. Sonst brauchte man keine Sorge um die Zukunft der Anlage zu haben. Liebe und Verständnis für Wesen und Sinn der Anlage muß Hendrich von

dem Erben seiner Schöpfung erwarten können, die Gewißheit, daß die Anlage in ihrer ganzen Eigenart als künstlerisches Kulturdokument unserer Zeit erhalten wird. Kaum einer, der hier in Frage käme, ist wohl so geeignet, die Bedingungen zu erfüllen, als der Riesengebirgsverein.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Charlottenburg): **Das Glasmännchen.** Isergebirgisches Volksmärchen. Die kleinen blühenden Halbedelsteine, die man früher viel im Iserflusse und auf den Moorwiesen der Isergebirgshöhen fand und die auch jetzt noch vereinzelt dort vorkommen, erinnern uns an das Glasmännchen. Dieses hatte vor undenklichen Zeiten auf dem Sinkstein bei Morchenstern seine Wohnung und war als ein guter Geist bekannt, der besonders den Armen und Notleidenden beistand. Einmal hatte das Glasmännlein, dessen Größe nicht mehr als einen Meter betrug, ein junges, schönes Mädchen lieb gewonnen und dachte daran, es als seine Frau zu gewinnen. In seinem Schlosse sollte es das Mägdlein gut wie eine Königin haben, zumal das Glasmännchen über unschätzbare Reichtümer verfügte und ihm auch sonst alles bieten konnte, was das Herz begehrt. Die schöne Jungfrau war aber bereits mit einem braven Jüngling verlobt, mit dem sie schon in nächster Zeit Hochzeit halten wollte. Als sie nun die vergebliche Hoffnung des guten Zwerges merkte, bedauerte sie ihn von Herzen. In ihrer Güte und Freundlichkeit gestattete sie aber, daß das Männchen mit zu ihrer Hochzeit kommen durfte. Der kleine Gast erzeigte sich für diese Einladung sehr dankbar. Er schenkte der holden Braut einen Schmuck von kostbaren und herrlichen Edelsteinen und ein Säcklein voll Dukaten als Hochzeitsgabe. Dem Bräutigam aber ließ er droben im Gebirge eine Glashütte erbauen. Sie war die erste im ganzen Berglande und wurde Vorbildlich für alle Glashütten, die seitdem im Isergebirge entstanden. Ehe das Zwergmännchen Abschied nahm, begleitete es das glückstrahlende junge Paar noch in das neue Heim. Als es sich dann aber fortgewandt hatte, zog bittres Weh durch seine Brust. Laut jammernd schritt es seines Weges dahin, und in Strömen rannen ihm die Tränen über seine Wangen. Strahlend rot wurden diese vor Herzeleid, und wenn sie zur Erde niedertropfen, waren sie versteinert. Gar lange wanderte das Glasmännchen weinend und wehklagend im Gebirge umher, bis es dann endlich schien, als ob es sich beruhigte. Als es jedoch an eine niedere Stelle des Iserufers gekommen war, wo ringsumher alles so ernst und nebelgrau dalag, stieg erneut der ganze Schmerz seines liebenden Herzens in ihm empor. Sunkelnd rollten seine Tränen nieder. Und das Wasser des drängenden Baches nahm sie mit sich fort. Als kostbare Edelsteine sanken sie schließlich auf seinen Grund, wo sie von schatzsuchenden Menschen bis in unsere Tage hinein gefunden wurden.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Charlottenburg): **Der wunderwirkende Wolfgangbrunnen.** Isergebirgisches Volksmär. — Zwischen „Kreuztanne“ und „Kirchhöfel“, nahe der „Wolfgangstapelle“ im Querbacher Walde, findet man ihn. Ein quellendes Wasserlein, mit Steinen eingefast und ein wenig überdacht, hat es einst vielen Erfrischung und Stärkung gebracht. Sein ungemein klarer und wohlriechender Trunk war besonders denen willkommen, die zum Waldkirchlein des heiligen Wolfgang pilgerten. So mancher von ihnen stillte hier nach heißer, ermüdender Sommerwanderung seinen brennenden Durst. Und dann vor allem die wunderbare Heilkraft des Brunnens! Sie wurde durch einen Engel bewirkt, der zeitweise den frischen Quell bewegte. Der erste Kranke, der jedesmal nach dem gnadenreichen Vorgange von dem Wasser trank, wurde alsbald heil und gesund. Ein Zeugnis dafür sind die vielen Krücken und Stöcke, die man angeblich bei dem Wolfgangbrunnen fand und die — wie man annimmt — von den so plötzlich Genesenen zurückgelassen wurden.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Charlottenburg): **Der Riese von Polaun.** Isergebirgisches Volksmär. Die Dorfgemeinde Polaun führt ein Amtssiegel, das einen kraftvoll aufgerichteten Mann mit einer Keule darstellt. Er ist das Abbild eines wilden Riesen, der zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges im weiten Polauner Forst hauste. Im Irrgund (Schneefönigssloch) fand man später erstaunlich große Knochen, die vermutlich von diesem Waldriesen herstammten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Prof. Dr. Rosenbergs in Hirschberg